

Fragen nach den Möglichkeiten ihres Fortbestandes schlechthin eskalieren ... Kaum ein Delegierter dürfte von dieser Konferenz mit einem guten Gefühl nach Hause gefahren sein“ (epd, 26.10.1979). Zwar ist für 1984 die nächste Vollversammlung geplant, die vermutlich in Schottland stattfinden wird. Dennoch bleibt erst abzuwarten, ob der Versuch, durch die Besinnung auf den Heiligen Geist und die intensivere Begegnung mit den orthodoxen Kirchen der Arbeit der KEK neue Im-

pulse zu geben, auch Früchte tragen wird. Wie nahe auch hier theologische Höhenflüge und konkrete Schwierigkeiten beieinander liegen, zeigte sich deutlich bei den Wahlen zum Beratenden Ausschuss: Nachdem anstelle des Athener Metropoliten *Chrysostomos* der Bischof der Landeskirche von Kurhessen-Waldeck, *Gernot Jung*, gewählt worden war, kam es zu Auseinandersetzungen, in deren Verlauf die griechisch-orthodoxe Delegation zeitweise den Saal verließ. Der Dialog der

reformatorischen mit den orthodoxen Kirchen innerhalb der KEK bleibt aus theologischen wie politischen Gründen ein schwieriges Unterfangen. Sicher sind auf der Vollversammlung viele Themen angesprochen worden, die für alle europäischen Kirchen von großer Bedeutung sind und mit denen sie sich auch weiterhin auseinandersetzen müssen. Dennoch ist die KEK dadurch kaum aus ihrem Schattendasein im Ganzen der ökumenischen Bemühungen herausgetreten. U. R.

Entwicklungen

Wieviel Fernsehen braucht der Mensch?

Zum Verhältnis von personaler und medialer Kommunikation

Der Programm-Status-quo in der bundesdeutschen Fernsehlandschaft scheint in den 80er Jahren in Bewegung zu geraten: Ausstrahlung eines bundesweiten Vormittagsprogramms, Vermehrung der Programmalternativen mittels Kabel- und/oder Satellitenfernsehen -, wenn die Pläne nicht fallengelassen werden, steht unserem Land kurz- und mittelfristig ein erhebliches Mehr an Fernsehen bevor. Wie würde es sich auf das Netz persönlicher Kontakte, insbesondere auf die Familienbeziehungen, auswirken? Wieviel Fernsehen tut dem Menschen gut? Die mögliche Entwicklung provoziert keineswegs nur Fragen nach der Finanzierung, der Rechtsträgerschaft oder nach der Zukunft der Zeitungsverlage (vgl. auch HK, April 1979, 176-180).

Erst Mitteilung, der Austausch von Erfahrungen, Meinungen, Empfindungen macht den Menschen zum Menschen und stiftet Gemeinschaft. Die Existenznotwendigkeit wechselseitiger Kommunikation für Individuum wie Gruppe belegen uns viele Alltagsbeobachtungen und eine Fülle wissenschaftlich bewährter Befunde. Die Formen freilich, in denen soziale Kommunikation abläuft und sich manifestiert, sehen sehr unterschiedlich aus, je nach den gesellschaftlichen Gegebenheiten, in agrarischen Kleingruppen als in industriellen Großgesellschaften. In letzteren, so gilt eigentlich unbestritten, reicht das direkte, unmittelbare Gespräch unter den Mitgliedern nicht mehr aus. Vielmehr bedarf es angesichts der noch wachsenden komplexen Zusammenhänge, in die das Dasein des Menschen verflochten ist, technischer Hilfsmittel, um den Austausch der Ideen, Meinungen und Nachrichten zu leisten, die für die Orientierung und das sachgerechte Urtei-

len und Handeln in der Gesellschaft notwendig sind. Nur die Herstellung papierener oder gefunkter Foren kann diesen Austausch so laut und vernehmbar zum Ausdruck bringen, daß alle davon Kenntnis erhalten, die betroffen sind.

Darin liegt die Bedeutung von Presse, Hörfunk und Fernsehen: Sie sind heute unverzichtbare Bedingungen der Entfaltung des Menschen und der Gesellschaft. Ihr Schutz, ihre Förderung und ihr Ausbau sind erklärte öffentliche Aufgabe. Zu dieser Aufwertung der Massenmedien als „Instrumente der sozialen Kommunikation“ hat sich auch die Kirche in der Pastoralinstruktion „Communio et progressio“ durchgerungen (Pastoralinstruktion über die Instrumente der sozialen Kommunikation. Nachkonziliare Dokumentation, Band 11, Trier 1971).

Machen uns die Medien zu einer Gemeinschaft von Schweigern?

Direktkommunikation und mediale Kommunikation stehen freilich nicht nur in Ergänzung, sondern immer auch in Spannung zueinander. Das Gespräch, die zwischenmenschliche Begegnung auf der einen Seite und die Nutzung einer Zeitung, des Fernsehens auf der anderen schließen Gleichzeitigkeit strenggenommen aus. Beim Familienfrühstück mit Zeitung wird es gelegentlich schmerzlich bewußt: Die Teilnahme an medialer Kommunikation beschneidet zwangsläufig den Raum für das persönliche Gespräch.

Dies darf sicher nicht undifferenziert negativ gewertet

werden, als ob in jedem Fall allein schon die Quantität des Miteinandersprechens die Probleme lösen könnte, die Menschen mit sich und anderen haben. Manchmal verschärft das Gespräch auch einiges, was durch Tabuisierung, Übergehen und Schweigen vielleicht hätte in Grenzen gehalten oder behoben werden können. Dennoch darf man wohl davon ausgehen, daß gemeinsame Aktivitäten und das Gespräch grundsätzlich besser zur Konfliktbewältigung und zur Mehrung persönlichen Glücks dienen als Isolierung, Passivität und Sprachlosigkeit.

Unter dieser Prämisse erscheint die *Konkurrenz des Fernsehens zum persönlichen Kontakt* besonders problematisch. Mit seiner bewegten Bild-Ton-Folge und der bequemen Zugänglichkeit übt es auf die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, unabhängig von den Inhalten, weitaus mehr Faszination aus als etwa die einsinnigen Medien Hörfunk und Zeitung. Auch wenn das Bild vom stundenlang stumm, unbeweglich und selbstvergessen auf den Bildschirm starrenden Bundesbürger vielen Erhebungen zufolge nicht der Realität entspricht, so fesseln die Kombination von optischen und akustischen Reizen und sonstige Wahrnehmungsbedingungen doch die Aufmerksamkeit besonders stark. Damit einher geht eine „Begrenzung des Beachtungsradius“. (Etwa H. Benesch, *Experimentelle Psychologie des Fernsehens*, München 1968, S. 27–49.) Der starke Aufforderungscharakter, der diesem Medium eignet, leitet zweifellos der sozialen Isolierung während der Empfangssituation besonderen Vorschub. Dafür hat es seit den Anfängen der Fernsehforschung auch immer wieder stützende Hinweise gegeben. (Etwa L. Bogart, *The age of television*, New York 1958, S. 106f.; G. Maletzke, *Fernsehen im Leben der Jugend*, Hamburg 1979, S. 170ff.) So gut wie ausschließlich handelt es sich dabei um Äußerungen von Zuschauern im Zusammenhang mit der Einschätzung von Vor- und Nachteilen des Fernsehens. Durchgängig wurde und wird dem Medium von großen Teilen des Publikums angelastet, es zerstöre das Familienleben und lasse das Gespräch verkümmern. Ob hinter derlei Klagen freilich ein echter Rückgang der Familienkontakte steht oder ob sich hier lediglich Vermutungen äußern, muß offenbleiben.

In den letzten drei Jahren allerdings sind in dieser Frage nach und nach einige wichtige Befunde auf den Tisch gekommen, die man wissenschaftlich höherwertiger einschätzen muß als die Zuschauerurteile. Eine gemeinsam von ARD, ZDF und der Bundeszentrale für politische Bildung in Auftrag gegebene Studie hat sie angeliefert. (Dazu *Media Perspektiven*, 7/1976, S. 197–310, 11/1977, S. 636–643, epd-Dokumentation, 3/1979, S. 5–13.)

Die Untersuchung ist einen neuen Weg des Datengewinns gegangen: Die reale Familiensituation war der Untersuchungsplatz. In teilnehmender Beobachtung wurde an 10 Abenden über insgesamt 40 Stunden hinweg ermittelt, was Familien mit dem Fernsehen bzw. angesichts des Programms machen. Die Beobachtung, Sammlung und Analyse der Tätigkeiten und Gespräche in den 85 Familien lieferte am Ende weniger neue Aufschlüsse über die Wirkung

von Fernsehgewalt, wie ursprünglich erhofft, als vielmehr Aufschlüsse über die Beziehung Fernsehen und personale Kommunikation.

Die verschiedentlich ans Fernsehen geknüpfte Hoffnung, es stoße mit seinen Sendungen Gespräche an und gebe so dem Familienleben ganz neue Qualitäten, wurde dabei schwer enttäuscht. Es zeigte sich zwar, daß Fernsehen vornehmlich eine *gemeinsame Beschäftigung in der Familie* darstellt, also ganz wesentlich familiäre Gemeinsamkeit repräsentiert. 61 Prozent der Zeit gemeinsamer Tätigkeit in der Familie entfielen auf das Beieinandersein vor dem Bildschirm. Zugleich aber mußte auch festgestellt werden, daß sich während des Fernsehens der ohnehin erhebliche Schweigeteil in der Familie zusätzlich noch beträchtlich erhöht.

Die Gemeinschaft, die das Fernsehen stiftet und zu der es ohne Fernsehen nicht immer käme, ist eine *Gemeinschaft von räumlich vereinten Schweigern*. Die Familie ist lediglich physisch vor dem Bildschirm versammelt, wird aber durch ihn – kommunikativ betrachtet – in verschiedene Individuen aufgelöst, die je für sich fernsehen. Die gesprächshemmende Wirkung des Fernsehens ist dabei nicht völlig unabhängig vom Fernsehinhalt. Bei Action-Programmen (Krimis, Western) beispielsweise wird noch häufiger geschwiegen als sonst.

Auf die Sendungsinhalte wird nicht eingegangen, sie werden nicht analysiert. Aber auch die Familienerinnerungen und -bedürfnisse werden nur kurz, vordergründig, oberflächlich thematisiert. Weiterführende Gespräche über das Gesehene oder über eigene Probleme, die durch das Gesehene angestoßen werden, finden so gut wie nicht statt. Sie werden auch kaum nach der Sendung geführt, vor allem nicht in Familien, in denen viel ferngesehen wird. Es bleibt dafür zumeist keine Zeit, weil bereits die nächste Sendung wartet oder weil man sofort zu Bett geht.

Wurzeln der Entfremdung zwischen den Generationen?

Auch der spezifische Einfluß der Fernsehsituation auf die Gesprächsqualität ist also eher als Beeinträchtigung denn als Förderung und Bereicherung differenzierter personaler Kommunikation zu werten. Dies gilt vor allem für den Eltern-Kind-Kontakt. Für Hella Keller von der ZDF-Abteilung Medienforschung ist es aufgrund der Ergebnisse über die Gespräche beim Fernsehen „klar, daß sich beim Fernsehen die Chance der Kinder, an differenzierten personalen Kontakten teilzunehmen“, die den Beobachtungen der Studie zufolge auch außerhalb der Fernsehzeit nicht sonderlich groß ist, „noch einmal verschlechtert“. Auffallendstes Ergebnis des Projekts war die enge *Verflechtung zwischen der Quantität der Fernsehnutzung und der Qualität persönlicher Familienbeziehung*: Je mehr in einer Familie ferngesehen wird, desto schlechter stellt sich auch die Familienkommunikation hinsichtlich Menge, Dichte und Komplexität dar.

Es muß dabei allerdings offenbleiben, welche der beiden

Variablen – Fernsehnutzung oder Familienleben – die abhängige bzw. die unabhängige ist oder, anders ausgedrückt, ob überdurchschnittlicher Fernsehkonsum, der zur Verschlechterung der Qualität des Familienlebens führt, nur die Folge bereits vorhandener Gestörtheit der Familienbeziehungen ist, oder ob Fernsehmenge und Qualität der Familienkontakte sich wechselseitig bedingen. Hella Keller: „Allein das Faktum jedoch, daß beide Variablen in dieser Verknüpfung auftreten, ist besonders ernst zu nehmen. Man sollte sich vielleicht ohnehin fragen, ob es realistisch wäre, von der Hypothese eines eindeutig bestimmbareren Kausalzusammenhangs auszugehen.“ Der ZDF-Medienexpertin „scheint es viel eher vorstellbar, daß die Richtung einer möglichen Beeinflussung je nach Familientyp oder -situation verschieden ist“. Das heißt aber auch im Klartext: Das Fernsehen ist von *desintegrierenden Effekten* nicht freizusprechen.

Auch ZDF-Programmdirektor *Dieter Stolte*, sonst ein beredter Verteidiger des Fernsehens gegenüber Angriffen und Verdächtigungen, räumt angesichts der vorliegenden Befunde ein, „daß mit dem Fernsehen negative Begleiterscheinungen in der Familie verbunden sein können und in noch zu großem Maße verbunden sind“. Vor allem „die zeitliche und thematische Einengung des familiären Gesprächs und das Abnehmen der Fähigkeit zur Lösung von Familienkonflikten aus eigener Kraft“ erscheine ihm „bedenklich“. Die vorliegenden Ergebnisse müßten „für die Zukunft der Familien und für die Entwicklung der Kinder mit Sorge betrachtet werden“ (epd-Dokumentation, 3/1979, S. 24f.).

Ernst zu nehmende Aussagen, denen zufolge das Fernsehen die Familienbeziehungen echt intensivieren könnte, lassen sich in der Forschungsliteratur nicht finden. Zu allem paßt jedoch sehr gut jener aufsehenerregende Befund über die seit Jahren überall in den USA einheitlich durchgeführten Examina für die Aufnahme in ein College. Danach hat während des letzten Jahrzehnts ein steter und erheblicher Rückgang des Leistungsniveaus stattgefunden, vor allem im sprachlichen, weniger stark im mathematischen Teil. Ist diese *Verkümmerung der verbalen Fähigkeiten* mit auf die täglich stundenlange familiäre Sprachlosigkeit zurückzuführen? Bei der Suche nach Erklärungen wurde jedenfalls u. a. auch „der Konsum der Massenmedien“ als Ursachenfaktor genannt.

Ein Kalkül mit vielen Unbekannten

Unter dieser Perspektive stellt sich bei der *Einschätzung der geplanten Programmausweitungen* vordringlich die Frage, welche Auswirkungen sie auf die Fernsehnutzung hätten. Derzeit sind es den letzten Erhebungen zufolge (epd-Dokumentation, 3/1979, S. 11f.) zwei Stunden, die der „Durchschnittserwachsene“ an Werktagen vor dem Bildschirm verbringt. Auf einen Schnitt von 1½ Stunden bringen es die 8- bis 13jährigen und noch auf eine Stunde die 3- bis 7jährigen. Am Wochenende erhöhen sich die Werte nochmals um jeweils die Hälfte.

Es handelt sich dabei, wie gesagt, um Durchschnittswerte. Viele bleiben mehr oder minder weit darunter, viele kommen aber auch über 2 Stunden Fernsehprogrammkonsum pro Tag. Aus den *Teleskopiezahlen* (den von den Fernsehanstalten kontinuierlich ermittelten Programmnutzungsdaten) geht hervor, daß in der Gruppe der Vielseher mit mehr als 2 Stunden Fernsehen pro Tag etwas mehr Frauen als Männer, mehr Arbeiter als Angestellte, Beamte und Freiberufler, mehr Angehörige der unteren Bildungsschichten und vor allem mehr Ältere, Personen aus der Generation über 50, zu finden sind. Die Gruppe der Vielseher rekrutiert sich zu 63 Prozent aus Zuschauern über 50, aber nur zu 7 Prozent aus jungen Leuten zwischen 14 und 29 Jahren.

Verglichen mit dem Fernsehkonsum in den USA oder auch in Japan, mögen sich die derzeitigen Nutzungszeiten in der Bundesrepublik bescheiden ausnehmen. Aber absolut gesehen, haben sie mittlerweile eine Größenordnung angenommen, die nicht nur den Bundeskanzler laut darüber nachdenken läßt, ob soviel Fernsehen unserer Gesellschaft auf die Dauer gut bekommen wird. Nach Abzug von 8 Stunden Schlaf verbringt der Erwachsene in der Woche immerhin einen ganzen 16-Stunden-Tag vor dem Bildschirm. Was würden die angesprochenen Programmausweitungen daran ändern?

Eine pauschale Prognose verbietet sich. Zu viele Unbekannte sind derzeit noch im Spiel. So gibt es bislang keine verbindliche Aussage darüber, wann, zu welcher Tageszeit, die Programme des Kabelfernsehens laufen sollten. Würden sie zur gleichen Zeit wie die von ARD, von ZDF oder die Dritten ausgestrahlt und bliebe die Programmausstrahlung hierzulande auf den derzeit besetzten Tageszeitraum beschränkt, dann würde sich zwar die Zahl der Alternativen bei der Programmwahl erhöhen, aber der Zuwachsrate für die Nutzung blieben relativ enge Grenzen gesetzt. Bei einem Fernsehen rund um die Uhr dagegen, wie es mit dem Einstieg in den Werktagvormittag näher rückte, würde sich der zeitliche Rahmen, innerhalb dessen man fernsehen kann, ganz beträchtlich erweitern. Hier käme es dann wieder darauf an, ob nur ein Programm lief, das in aller Regel nicht jedem Geschmack entspricht und damit die Zuschauerschaft selektiert, oder ob auf mehreren Kanälen Verschiedenes gesendet würde und damit die Chance wächst, daß mehr Menschen zum Einschalten animiert werden.

Es hängt auch ganz entscheidend davon ab, welche *Programminhalte* ausgestrahlt würden. Auf der Basis heutiger Erfahrungen würden Programme, in denen Unterhaltung, Action, dominiert, weit eher zum Einschalten bewegen als Programme, die Information, Diskussion und Bildung in den Vordergrund stellten. Die Programmkonzeption steht wiederum in gewisser Abhängigkeit von der *Programmtägerschaft*. Wird ein Programm von kommerziell ausgerichteten Medienunternehmen betrieben, so übt das Interesse an hohen Einschaltquoten allen bisherigen Beobachtungen zufolge einen Druck zur Präsentation publikumsattraktiver Mehrheitsprogramme aus.

Programmausweitung ist also hinsichtlich ihrer Folgen nicht gleich Programmausweitung. Es kommt ganz entscheidend auf das Konkrete *Wie* an. Darüber hinaus spielen auch Entwicklungen außerhalb der Medienszene eine ganz gewichtige Rolle. So wird es von großem Einfluß auf den zukünftigen Fernsehkonsum sein, wie sich das Ausmaß an arbeitsfreier Zeit entwickelt, über die der Bundesbürger verfügen kann. Nimmt die Freizeit weiter zu – vieles deutet darauf hin –, dann wächst entsprechend der Raum für eine noch größere Nutzung eines erweiterten Fernsehangebotes.

Ausweitungen des zeitlichen Programmumfangs, auf die eine Einführung des Vormittagsfernsehens hinauslief, hat es hierzulande schon mehrfach, wenn auch eher minutenweise, in kleinen Schritten, gegeben: etwa durch Vorziehen des täglichen Programmbeginns, durch Hinausschieben des Programmendes oder durch eine allmähliche Besetzung des Sonntagvormittags. Tatsache ist, daß mit der Ausweitung des täglichen Programmumfangs seit den Anfängen des Fernsehens insgesamt ein großer Anstieg des Fernsehkonsums einherging. Fest steht allerdings auch, daß in den letzten 7 Jahren der Fernsehkonsum praktisch konstant geblieben ist, obwohl die Anstalten auch in diesem Zeitraum kräftig an Programmumfang zugelegt haben. Hat das Medium hierzulande an Attraktivität eingebüßt?

Derlei Erklärungen greifen wohl etwas zu kurz. Es ist ebensogut auch denkbar, daß die Konstanz Folge eines seit Jahren kaum veränderten Tagesablaufs ist, in dem sich der Raum, der für Fernsehen verfügbar bleibt, nicht ausgeweitet hat.

Mehr Programm – mehr Konsum

Es ist jedenfalls kaum vorstellbar, daß bei einem Einstieg in den Vormittag über den Kreis der Schichtarbeiter hinaus niemand zusätzlich zu seinen bisherigen Fernsehgewohnheiten den Einschaltknopf betätigen, daß sich die durchschnittliche Fernsehnutzung nur entzerren, stärker über den Tag verteilen würde. Zu diesem Sonderprogramm hätten zunächst einmal vor allem Rentner und Hausfrauen ständig Zugang. Aber auch an die drei Monate Schulferien, den mehrwöchigen Jahresurlaub oder an schul- und arbeitsfreie Samstage ist zu denken, an denen sich das Reservoir potentieller Abnehmer des Zusatzangebotes um viele Millionen auffüllen würde. Und bei einer Sendezeit bis 13 Uhr hätten an vielen Tagen nicht wenige Grundschüler Gelegenheit, das Vormittagsprogramm teilweise zu verfolgen. Die Hoffnung, sie alle könnten der verstärkten Versuchung, in die sie mit dem Einstieg in den Vormittag geführt würden, voll widerstehen, erscheint den Erfahrungen mit dem bisherigen Sehverhalten zufolge trügerisch.

Bei der Vermehrung der Programmalternativen kann sich die Prognose auf konkretere Anhaltspunkte stützen. Für einen ständig wachsenden Anteil von Fernsehhaushalten in der Bundesrepublik haben sich nämlich infolge von

Empfangsverbesserungen die Programmwahlmöglichkeiten erweitert. In vielen Haushalten können nicht nur die Angebote von ARD und ZDF und des jeweiligen regionalen Dritten Programms, sondern auch ein oder zwei Dritte aus angrenzenden Sendegebieten oder Sendungen aus Nachbarländern empfangen werden. Es gibt Fernsehhaushalte, in denen bereits zwischen 6 Programmen ausgewählt werden kann.

Vor etwa einem Jahr hat die Teleskopie-Gesellschaft für Zuschauerforschung die Ergebnisse einer Sonderuntersuchung zum Sehverhalten bei erweiterter Empfangspalette veröffentlicht (Media Perspektiven, 12/1978, S. 900f.). Dabei zeigte es sich, daß sich bei Personen ab 14 Jahren der durchschnittliche tägliche Fernsehkonsum nicht ändert, wenn statt drei vier bis sechs Fernsehprogramme aus dem In- und Ausland zur Wahl stehen. Bei Kindern (3 bis 13 Jahren) jedoch nimmt die tägliche Sehdauer erheblich zu, um 15 bis 20 Prozent, wenn sie unter mehr als drei Fernsehprogrammen auswählen können.

Wird das Angebot auf zehn oder mehr Programme ausgedehnt, muß laut dieser Studie mit noch größeren Zuwachsraten im Fernsehkonsum der Kinder gerechnet werden. Das gelte vor allem dann, wenn auch zu den bisher fernsehfreien Tageszeiten verschiedene Programme miteinander konkurrieren. Daß Zuschauer über 14 im Durchschnitt nicht mehr fernsehen, wenn ihnen ein größeres Programmangebot zur Verfügung steht, wird von der Studie auf den festen Tagesablauf mit seinem seit Jahren begrenzten Quantum an Freizeit zurückgeführt.

Es stellt kein besonderes Wagnis dar, im Fall der vorgesehenen Programmausweitung einen Anstieg des Fernsehkonsums vorauszusagen, wenn er in seiner Größenordnung auch von einer Reihe bisher nicht auszurechnender Faktoren abhängt und bei unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen unterschiedlich stark ausfallen würde. Auf der Basis der gegenwärtig verfügbaren Erkenntnisse wird es auch schwerfallen, eine andere Feststellung zu treffen als die, noch mehr Fernsehen bekäme dem Menschen hierzulande nicht gut. Sowohl der Einstieg in den bislang programmfreien Werktagvormittag wie die Einführung zusätzlicher Programmalternativen mittels Satellitentechnik oder Kabel würde den Raum für Sozialbeziehungen und sonstige Aktivitäten weiter verengen. Insbesondere für Kinder dürfte sich durch derlei Entwicklungen die Chance auf die so notwendige persönliche Zuwendung verschlechtern. Auch um ältere Mitbürger müßte man fürchten, die, in Versuchung geführt, den Einschaltknopf zum bequemen, relativ passiven Zeitvertreib drücken, während sie doch eigentlich aktiver Betätigung bedürften.

Bezieht man in seine Prognose nicht allein die Tätigkeit Fernsehen, sondern auch die Sendungsinhalte mit ein, so müßte die Ausweitung des Konsums, nach allem, was wir heute wissen, auch die Wirkungen der durchgängigen Botschaften, die das Medium verkündet, bzw. der Hauptmodelle des Verhaltens, die es präsentiert, erhöhen. Und die werden bekanntlich keineswegs immer positiv einge-

schätzt, wie die Dauerdiskussion um Gewaltdarstellungen zeigt. Vieles würde natürlich davon abhängen, mit welchen Inhalten die Programmweiterungen gefüllt würden.

Bleibe die inhaltliche Mischung in etwa gewahrt, dann muß damit gerechnet werden, daß die Präferenzen der Zuschauerschaft für die Unterhaltung vor allem deren Wirkungen verstärken. Doch auch dann, wenn die Programmausweitung völlig der aktuellen Information, Diskussion und Dokumentation zugute käme, wäre das Unbehagen nicht ausgeräumt. Da haben beispielsweise nur Ereignisse eine Chance, Eingang in das Zeitgespräch der Gesellschaft zu finden, die über einer Reizschwelle des Ungewöhnlichen liegen, die einen Sensationswert haben. Und daraus gelangen wieder eher negative Ereignisse, wie Gewaltverbrechen, Unruhen, Krieg, Katastrophen, Unfälle usw., zur Verbreitung in Wort und Bild.

In diesem Zusammenhang verdient vor allem auch Beachtung, was der amerikanische Kommunikationswissenschaftler *George Gerbner* 1976 als Ergebnis sehr umfangreicher Erhebungen ermittelt hat (*Journal of Communication*, 1976, S. 173–199): Vielseher entwickeln danach Vorstellungen von ihrer Umwelt, die von der Tatsächlichkeit dieser Umwelt erheblich stärker abweichen als das Bild, das sich Wenigseher davon machen. Vielseher schätzen etwa das Risiko, selbst einmal Opfer von Verbrecher und Terror zu werden, viel höher ein als Wenigseher und als es den kriminalstatistischen Wahrscheinlichkeiten entspricht. Sie stimmen auch auffallend seltener der Ansicht zu, daß man anderen Menschen im großen und ganzen trauen könne. Derlei Ergebnisse wertet Gerbner als erste Anzeichen dafür, daß durch häufiges Fernsehen die Medienwirklichkeit zum Bild der sozialen Realität wird. Besonders bemerkenswert dabei, daß diese *Entfremdung und Distanz zur Umwelt* und zu den Mitmenschen in der Zuschauergeneration, die von Kindheit an mit dem Fernsehen aufgewachsen ist, häufiger auftritt als bei älteren Zuschauern, deren Lebensgeschichte zum Teil noch fernsehlos verlief.

Beginnt ein Umdenken?

Man muß nicht gleich düstere Schreckensvisionen einer total kommunikations- und integrationsunfähigen Gesellschaft an die Wand malen. Aber es ist keine Frage, Veränderungen im Programm-Status-quo in der bundesdeutschen Fernsehlandschaft bergen eine Menge sozialer Brisanz. Wer die Programme ausweitet, geht derzeit ein nicht zu kalkulierendes Risiko ein. Es mag sich auf den ersten Blick bescheiden ausnehmen gegenüber dem, was die technische Revolution auf anderen Gebieten an Gefahren für das Leben des Menschen heraufbeschwört. Aber genau gesehen, werden bei den anstehenden Entscheidungen über die Zukunft des Fernsehens hierzulande die Grundlagen und Voraussetzungen des Menschseins tangiert. Am Ende könnte dieses Land so aussehen, wie es eigentlich niemand wollen kann.

Von daher gesehen, muß man mit Nachdruck fordern, daß das in Gang gekommene Ringen um ein ökologisches Gleichgewicht auch den Bereich der sozialen Kommunikation miteinbezieht. Die Frage, ob man alles machen soll und darf, was man machen kann, muß um sich greifen, die Entscheidung durch eine Intensivierung der Diskussion um die sozialen Aspekte der Programmausweitung offengehalten werden. Die Chancen dazu stehen nicht schlecht. Noch hat sich zwar keine Massenprotestbewegung zum Schutz der persönlichen Kommunikation formiert, aber die Skepsis gegenüber dem, was kommunikationstechnisch möglich wäre, ist in den letzten Monaten unverkennbar gewachsen.

Da hat Anfang des Jahres auf einer Veranstaltung der Stiftung Kommunikationsforschung, in der es um die „Umriss einer freien und sozialen Informationsgesellschaft“ ging, *Hans Heigert* in scharfen Worten die von den Anstalten betriebene Politik der zunehmenden Besetzung freier Sendeplätze gegeißelt: Angesichts der Forschungslage halte er „die penetrante Ausdehnung der drei Fernsehprogramme und den geilen Drang danach, noch mehr Kanäle vollzukriegen, für einen Skandal, für eine schwere Versündigung an den Menschen“. Heigert: „Wissen die sonst so selbstgewiß und hochseriös auftretenden Intendanten wirklich nicht, was sie da tun?“ (*Süddeutsche Zeitung*, 7. 2. 79).

In München läßt sich Ministerpräsident *Franz Josef Strauß*, von seinem Vorgänger mit einem Kabelpilotprojektbeschuß beerbt, auffallend viel Zeit mit ersten Schritten zur Realisierung. Er sei der Auffassung, so Strauß in seiner Antwort auf eine Anfrage seitens der FDP, „daß den menschlichen Gesichtspunkten der Vorrang“ vor den rechtlichen, technischen und wirtschaftlichen gehöre. Es müsse „vermieden werden, daß die Familien viele Stunden am Tag für alle Programme in Anspruch genommen werden, so daß das erste Leben durch ein zweites ersetzt und die heile oder unheile Welt nicht mehr selbst erlebt wird, sondern aus zweiter Hand kommt“ (*Fernseh-Informationen*, Nr. 7/79, S. 163).

Bei einem Hearing der CDU-Fraktion im baden-württembergischen Landtag zum Kabelpilotprojekt Ludwigs-hafen/Mannheim haben insbesondere die Stellungnahmen des Psychotherapeuten *Rudolf Affemann* und des Sozialpsychologen *Kurt Lüscher* unter den Abgeordneten Zweifel an den eigenen medienpolitischen Beschlüssen geweckt bzw. verstärkt. Beide Wissenschaftler kamen übereinstimmend zum Fazit, daß – sofern man den Menschen als Maßstab nehme – die Nachteile des Kabelfernsehens dessen Vorteile bei weitem überwiegen müßten (*Media Perspektiven*, 2/1979, S. 58).

Lüscher und Affemann sind keine Außenseiter. Im wissenschaftlichen Lager denken mittlerweile viele so. Das wurde spätestens am letzten Aprilwochenende deutlich, als sich in Mainz auf Einladung der „Deutschen Lese-gesellschaft“, der Stiftung „In medias res“ und der „Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft“ so ziemlich alle zur Diskussion über die Zukunft der Medienlandschaft trafen, die in Sachen Kom-

munikationsforschung Rang und Namen haben. In beispielloser Dichte wurden dort Bedenken dagegen vorgebracht, die Versuchung fernzusehen noch zu steigern. Die Forderung, auch im Bereich menschlicher Kommunikation nach einem ökologischen Gleichgewicht zu suchen, stand denn auch in Mainz ständig im Raum (SZ, 2. 5. 79). Bemerkenswert auch, daß *Albrecht Müller*, der Leiter der Abteilung Planung im Bundeskanzleramt, nicht zuletzt aus psychosozialen Erwägungen heraus sich „für eine offene Diskussion und gegen eine Vorwegentscheidung“ in Sachen Kabelfernsehen ausspricht. Für ihn läßt es sich nicht vereinbaren, einerseits „den Wert der Zuwendung der Familie für das Kind und die Gefahren zunehmender Anonymität und Einsamkeit zu beschwören“ und zugleich „die Ausstrahlung weiterer Programme und die Vermehrung des Angebots zu fordern“ (Media Perspektiven, 2/79, S. 60–71).

Die Skepsis im Planungsstab des Bundeskanzleramts hat sich inzwischen auch die Bundesregierung zu eigen gemacht. Wie Staatssekretär *Klaus Bölling* im Anschluß an eine Ende September geführte mehrstündige Kabinettsdiskussion über die neuen Kommunikationstechniken in Bonn mitteilte, komme deren gesellschaftspolitischer Brisanz nach Auffassung des Kabinetts der der Kernenergie gleich. Grundbedingung für Veränderungen in der Bildschirmlandschaft müsse die Gewähr sein, daß die Interessen einer humanen Gesellschaft ausreichend berücksichtigt würden. Die Regierung sei nicht bereit, sich unter technischen Zugzwänge setzen zu lassen (SZ, 27. 9. 79).

Auch aus dem kirchlichen Raum sind in den letzten Monaten mit dem Verweis auf Risiken der Desorientierung, noch größerer Außenleitung und des Zerfalls primärer sozialer Beziehungsnetze Vorbehalte gegenüber vorschnellen Entscheidungen für Programmausweitungen gesetzt worden. Insbesondere der Vorsitzende der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz, der Rottenburger Bischof *Georg Moser*, hat mehrfach vor der Auffassung gewarnt, „neue Medien und Programmangebote allein bedeuteten schon Fortschritt, brächten schon Glück und Sinnerfüllung“. Moser: „Nicht die technische Machbarkeit darf der Maßstab der Weiterentwicklung sein, sondern die sittliche Vertretbarkeit.“ Auch im medienpolitischen Denken und Handeln gelte es, nach „dem Menschengemäßen“ zu fragen (Rheinischer Merkur, 17. 8. 79).

Man kann sich nur wünschen, daß die in Gang gekommene Diskussion in den nächsten Monaten weiter vorangetrieben wird, damit die Programmschleusen in der Bundesrepublik nicht voreilig zum Schaden des Menschen geöffnet werden. Ganz entscheidend wird es dabei sein, inwieweit sie aus den Zirkeln der Eingeweihten in die Bevölkerung getragen und dort weit mehr Bewußtsein von den Risiken, aber auch von den Chancen des Fernsehens geschaffen werden kann als bisher vorhanden. Denn bei aller Bedeutung medienpolitischer Weichenstellung: Letztlich bestimmt die Wirkung des Fernsehens, was die Menschen in diesem Land mit seinem Programm machen.

Georg Betz

Interview

Sprache – Rhetorik – Verkündigung

Ein Gespräch mit Walter Jens

Zu den Grundproblemen kirchlicher Verkündigung gehört das Bemühen um eine Sprache, die den gegenwärtigen Hörer trifft, ohne dabei die Verbindung mit der kirchlichen Sprachtradition abreißen zu lassen. Dazu braucht es die Zusammenarbeit von Theologen, Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern. Über Fragen der Verkündigung im Spannungsfeld von Tradition und Aktualisierung sprachen wir mit Walter Jens, Professor für allgemeine Rhetorik an der Universität Tübingen. Er hat vor einigen Jahren eine Übersetzung des Matthäusevangeliums vorgelegt und war an der Erarbeitung der Einheitsübersetzung des Neuen Testaments beteiligt. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Jens, der Anspruch der Kirchen, das Wort Gottes zu verkünden, steht in einem deutlichen

Mißverhältnis zu ihrer Fähigkeit, dieses Wort zunächst einmal sprachlich verständlich zu machen. Wo liegt eigentlich der Kern des Problems, das man gern mit den Kurzformeln kirchliche Sprachkrise oder Sprachnot bezeichnet?

Jens: Das eigentliche Problem sehe ich darin, daß die Kirche, mehr oder minder verunsichert, der „Welt“ und ihrer Sprache nachläuft. Ich bemerke heutzutage einen erschreckenden Anbieterungsprozeß. Predigten, übrigens auch neuere Übersetzungen der Bibel, scheinen nach dem Motto verfaßt zu werden; je bildzeitungsnäher desto besser. Man biedert sich in peinlicher Weise an, statt Gegenmarken zu errichten und derart zu zeigen, daß, was man verkündet, nicht von hier und heute ist, sondern Gegenwart transzendiert.